Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 33 (1943)
Heft: 34

Artikel: Pechvögel
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646461

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pechvögel

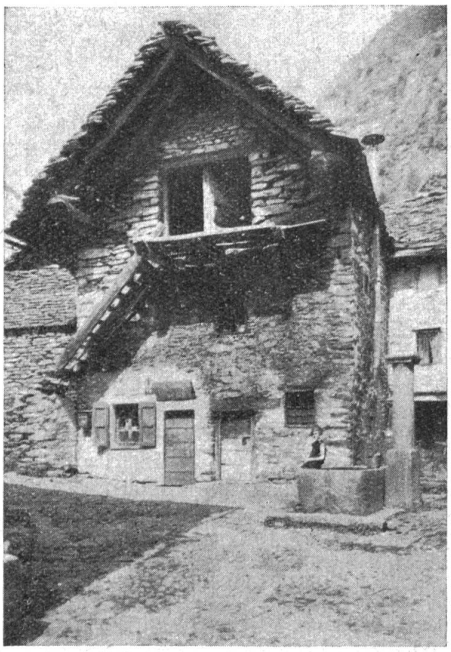
Heitere Erinnerungen an 1914/18

Pechvögel gehören zu jener Gattung Geschöpfe, denen man in allen Lebensphasen, bei Alten und bei Jungen, in allen Breitegraden, beim Zivil wie beim Militär, begegnet. Ihr Vorkommen verdanken sie häufig den widrigen Launen des Schicksals, meistens aber dem Zusammentreffen verschiedenster Lebensverumständungen.

In langen, durch Manöver und Dislokationen verschönten Militärdiensten, wo im Gegensatz zu dem im gewohnten bürgerlichen Milieu sich abspielenden regelmässigen Lebensverlauf dieser letztere zu konzentrierterer Lebensfolge sich verdichtet, ist die Gefahr, unter die Pechvögel zu geraten, verhältnismässig gross. Und da sich dieser Rangwechsel dazu meistens in der engeren Gemeinschaft eines Einheitsverbandes abspielt, ist nicht zu umgehen, dass eine nähere oder weitere Umgebung sich in die jeweilige Ergötzung teilt. Die alte Weisheit, dass, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht, bildet dabei eine von den Betroffenen je nach Temperament mit mehr oder weniger Seelengrösse ertragene Begleiterscheinung.

Aus der Fülle diesbezüglicher Erinnerungen seien hier ein paar heitere herausgegriffen.

Hatten wir da einmal, ich glaube, es war im Ablösungsdienst 1915, unter den Füsilieren einen fröhlichen Burschen, nennen wir ihn Schaggi Hungerbühler, unter uns, dessen stets gleichbleibender Humor imstande war, die trübsinnigsten Flausen aus unseren schon ein wenig vom Grenzbesetzungskoller befallenen Köpfen zu treiben.



Sonogno ist die letzte Post im Tale der Verzasca. Das Valle Verzasca im Tessin war lange Zeit vom Fremdenverkehr unberührt und erst ums Jahr 1873 hat ein Reisender eingehender über seine Erlebnisse in diesem Tal berichtet

Einen kleinen Fehler aber hatte Schaggi doch; sozusagen einen Schönheitsfehler. Wir müssen jetzt nämlich die Indiskretion so weit treiben, zu verraten, dass Schaggi eine Zahnprothese — ein künstliches Gebiss — sein eigen nannte, das aber gar nicht zu seinem Träger zu passen schien, sei es wegen eines Konstruktionsfehlers oder deswegen, weil Schaggis Mundwerk jeder mechanischen Vergewaltigung trotzte. Mit diesem künstlichen Ding hatte Schaggi seine liebe Not, es brachte ihn sowohl beim Essen wie etwa beim Servieren eines köstlichen Witzes, immer aber zur Unzeit, in manche arge Verlegenheit. Die dadurch hervorgerufenen Hänseleien seiner Kameraden aber nahm Schaggi nicht schwer, er wusste den Anzüglichkeiten immer die Spitze zu brechen und begegnete den Spöttern in der Weise, dass er ihnen mit Hilfe seines künstlichen Kauorganes und eines angelernten Zungenmuskeltricks ein Grimassenspiel darbot, das einen abgehärteten Negerhäuptling in die Flucht geschlagen hätte.

An einem prächtigen Sommertag, um 1915, lag Schaggi «irgendwo im Felde», auf Wache. Das Wachtlokal hatten sie in einem leerstehenden ebenerdigen Raume eines Bauernhauses aufgeschlagen. Dicht vor dessen Fenstern, nur durch ein schmales Weglein von ihnen getrennt, lag die üblicherweise mit Bohlen gedeckte Düngergrube, das «Güllenloch». Schräg gegenüber, an die im Winkel anschliessende Hauswand geklebt, befand sich ein hölzernes Anbäulein, dessen Tür mit dem bekannten herzförmigen Ausschnitt geziert war.

Draussen glastete der Sonnenschein, und Tausende von Bienen tummelten sich summend von Blüte zu Blüte. Drinnen in der Wachtstube aber herrschte wohltuendes Halbdunkel und absolute Stille, nur hie und da unterbrochen von einem wohligen Gegrunze von einem der ruhenden Wachmannschaft.

Eben war der Bauer, der am frühen Morgen eine seiner Wiesen kahlgemäht hatte, mit einer frischen Ladung jenes duftenden Nasses aus dem Güllenloch davongefahren, um diese Spende in wachstumsfördernder Absicht dem seines Schmuckes beraubten Erdreich zuzuführen. Grünlichschillernd blinkte indessen der Inhalt der nun offenen Grube aus der Tiefe herauf.

Da sah sich Schaggi, dessen Stunde zur Ablösung eines Kameraden nahte, durch ein menschliches Rühren veranlasst, einen Spaziergang zu jenem herzgeschmückten Häuschen hinüber zu machen. Gähnend erhob er sich, gähnend trat er unter die Tür und in die prallende Sonnenglut hinaus.

Da nahte das Verhängnis in Gestalt einer Wolke duftenden Heublumensamens, den Gott auf die Reise geschickt hatte, die Erdkrume zu befruchten. Die Wolke drang aber auch in Schaggis aufgesperrten Rachen und kitzelte dessen Schleimhäute derart, dass aus dem Gähnen ein Luftschnappen wurde, als hätte Schaggi den Keuchhusten erwischt. Und dann erschütterte ein ohrenbetäubendes «Hatzi» die Stille des Gehöftes, dass die dösenden Kameraden aufgeschreckt von den Matrazen und mit den Köpfen ans Fenster sausten.

Dort stand nun Schaggi am Rande des Grabes seiner zähnefletschenden Herrlichkeit und machte ein so unglaublich blödes Gesicht, dass seine Kameraden ob des ungewohnten tragikomischen Anblickes in ein homerisches Gelächter ausbrachen. Doch da entquollen dem zahnlosen Mund des armen Schaggi ein paar Laute, die mit einem Gebet recht wenig Aehnlichkeit hatten. Nun hatten die Kameraden aber begriffen. Rasch waren Rechen, Gabeln und allerhand anderes Handwerkszeug zur Stelle, und den vereinten Bemühungen gelang es schliesslich, das versunkene Kleinod, vermischt mit einigen nicht dazugehörigen Substanzen, wieder ans Tageslicht zu bringen. Schaggi aber verschwand schleunigst damit hinter dem Hause, wo die Wasserpumpe stand.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht sorgen. Das musste Schaggi erfahren, als er zur Abendverpflegung wieder mit seinen Kameraden zusammentraf und eine Flut gutmütiger Anzüglichkeiten ihm den Appetit zu verderben drohte.

Doch anderntags war er wieder der alte, der Trost aller kollernden und trübsinnigen Kameraden.

Dass die Chance, ein Pechvogel zu werden, an niemandem vorübergeht, mögen die nachstehenden Zeilen beweisen.

In jenem Aktivdienst 1915, da ich meinen fröhlichen Kameraden Schaggi kennen lernte, zogen wir, just zur Kirschenzeit, in langer Kolonne von der Grenze her, der Bundeshauptstadt entgegen. Wir hatten eine fünfmonatige Ablösung hinter uns und sehnten uns nach dem langen Herumrutschen in jurassischen Bergdörfchen rechtschaffen nach «Zivilisation», wie wir das nannten. Ungefähr 20 Kilometer von Bern bezogen wir in einer grösseren Ortschaft Retablierungsquartier, um da die letzten 10 Tage bis zur Entlassung zu verbleiben.

Man roch förmlich die Nähe der Bundesstadt, und wer irgend etwas dort zu tun erfinden konnte, haute ab.

An einem dieser Tage, nach getaner Arbeit, entschloss auch ich mich zu einem Sprung in die Metropole und schwang mich auf mein Rad. Im letzten Moment rief mir ein Oberleutnant nach: «Fourier, wenn Sie in die Stadt gehen, so bringen Sie mir einige Kilo Kirschen mit!» Ein Kopfnicken meinerseits ersetzte das übliche «Zu Befehl», und fort war ich. Ich hatte keine Lust, mir noch eine Menge weiterer Besorgungen aufhalsen zu lassen.

In Bern waren die beabsichtigten Gänge bald erledigt, und nach Genehmigung des lange ersehnten Schoppens gondelte ich seelenvergnügt die Amthausgasse hinauf, die Lenkstange in der rechten Hand, eine mächtige Tüte mit Kirschen im linken Arm.

Wie Hans im Glück zog ich dahin und ignorierte einen per Rad aus einem Seitengässchen wie eine Kanonenkugel herausschiessenden Metzgerburschen mit der meiner Stimmung entsprechenden souveränen Verachtung. Dem Burschen aber war ich

ein Hindernis, und die Katastrophe vollzog sich in Gedankenschnelle. In der nächsten Sekunde lag der Herr Stabsfourier längelang mitten in einem saftigen, kirschengemusterten Teppich auf dem Bundesplatz. Die Entschuldigungen des Rennfahrers beachtete ich nur mit halbem Ohr; desto mehr Aufmerksamkeit widmete ich meinem ramponierten Trottinet. Die beiden Räder bildeten zusammen eine glatte Nummer 80!

Zum Verzweifeln war da keine Ursache. Ich hatte schon lange beabsichtigt, meine durch den langen Dienst arg mitgenommene Maschine auf Staatskosten einmal richtig auffrischen zu lassen. Jetzt ging's in einem hin.

Der Reg.-Kommandant hatte gegen die vorgeschlagene Renovation nichts einzuwenden, wohl eingedenk der Dienste, die das Vehikel der Einheit bislang entschädigungslos geleistet hatte. Die Sache wurde in Auftrag gegeben.

Zwei Tage vor der Entlassung fuhr ich per Bahn nach Bern, um mein Sorgenkind wieder in Empfang zu nehmen. Stolz wie ein Spanier schwang ich mich auf meinen funkelneu renovierten «Harley-Trappmeinsohn» und sauste nach Hause, d. h. ins Quartier.

Bei der dortigen Bahnstation war eben von Bern ein Zug eingefahren und hatte ein paar Kameraden, die der magnetischen Kraft der Bundesstadt ebenfalls nicht hatten widerstehen können, ausgeladen. Ein Zuruf liess mich langsamer fahren. «Halt, Röbu, ich komme mit», hörte ich meinen Kollegen L., einen lieben Kerl, aber mit einem Knochengerüst wie ein Goliath. Der liess seinem Rufe die Tat sogleich folgen und mit einem Sprunge stand er auf der Achsenverlängerung von meines Rössleins Hinterhand.

Die Fahrt ging aber nicht weit; ein unheimliches Knacken begleitete den plötzlichen Stop und dann senkte sich die hintere Partie unseres Fuhrwerkes der Erde zu. Kamerad L. konnte gleich «wegtreten», ohne abzusteigen! Das Radpaar aber bildete diesmal eine muntere 08! Mit hängenden Köpfen schleppten wir unsere Ruine ins Quartier.

Diesmal war aber «genug Heu drunten». Der Herr Oberst hatte wenig Verständnis für unsere akrobatischen Radfahrerkünste und nahm ungerührt unsere Bereitschaft, den Schaden selber berappen zu wollen, zur Kenntnis.

So bin damals auch ich selbst in die Reihe der Pechvögel eingerückt. *RoBo.*

Die Ruinen von Serravalle sind die Ueberreste, des einst im Mittelalter wichtigen Schlosses Serravalle im Val Blenio, in dem sich unter anderem auch Kaiser Friedrich Barbarossa aufgehalten hatte, als er die Alpen überschritt, um die Mailänder zu unterwerfen. Im Jahre 1402 schüttelten die Bauern die damalige italienische Herrschaft ab und zerstörten das Schloss

Die schönste Frau

VON ANN MARY

Das Kurorchester eröffnete das Nachmittagskonzert mit einem Marsch, als ein grosser, schlanker Herr mit leicht angegrauten Schläfen in Begleitung einer dunklen, auffallend eleganten Dame den stark besetzten Saal betrat und sich suchend umsah. Kaum hatten sie sich an einem der wenigen freien Tischchen niedergelassen, wies er mit einer leichten Kopfbewegung auf die kleine Gruppe am Ecktisch, nahe beim Orchester.

«Finden Sie nicht auch, dass sie die schönste Frau ist, die es überhaupt gibt?» frug er, indem er seine Nachbarin gespannt ansah.

Diese liess ihre Blicke suchend über die Anwesenden schweifen. Richtig, dort sass sie, die ihr der Begleiter mit so begeisterten Worten geschildert hatte, mit zwei ältern Damen. Das also war sein Ideal! Sie war sehr schön. Die rassige Käthe, die sonst ein so guter Kamerad war, stellte dies mit einem unhörbaren Seufzer fest.

Vor zwei Tagen war sie im Kurort am See unvermutet mit dem Englischprofessor zusammengetroffen. Bei seinem Anblick hatte eine helle Freude sie durchflutet. Schon seit einiger Zeit schwärmte die Turnlehrerin für den Kollegen und beobachtete ihn aufmerksam, wenn er sich in den Pausen im Lehrerzimmer aufhielt. Schon unzählige Male hatte sie sich seinetwegen den Kopf zerbrochen, und die Tatsache, dass er seinen beiden jungen Kolleginnen keine Beachtung schenkte, hatte ihn für sie nur noch begehrenswerter gemacht.

«Sie ist die vollkommene Dame, wie sie Galsworthy in seinen Romanen beschrieben hat», fuhr er träumerisch fort. «Das ist die Frau, die ich unbewusst jahrelang gesucht habe. Sie, die im Umgang mit Menschen so sehr gewandt sind, werden mir doch helfen, mit der Dame bekannt zu werden», wandte er sich von neuem an seine Tischnachbarin. «Noch nie habe ich sie anderswo entdecken können, aber für Sie ist es nicht schwer, hier im Kursaal, wo sie regelmässig zu verkehren scheint, mit ihr ins Gespräch zu kommen. Sie werden mir Ihre Hilfe doch nicht versagen?» fügte er lächelnd bei, indem er sie fragend ansah.

Käthe blickte unverwandt nach dem kleinen Ecktisch. Wie sehr sie seine Worte schmerzten! Deshalb also hatte er sie gestern Abend eingeladen, weil er ihre Hilfe brauchte!

Die Unbekannte war eine aparte Erscheinung. Auch Käthe wurde in ihren Bann gezogen. Fortwährend schaute sie zu ihr hin. Den schmalen Kopf mit der blonden, in der Mitte schlicht gescheitelten Haarfülle hielt sie etwas zur Seite geneigt. Die lächelnden Lippen waren leicht geöffnet. Sie war sehr einfach, aber mit sicherem Geschmack gekleidet. Mit einer unnachahmlichen Gebärde zog sie den Blaufuchs fester um die Schultern. Das schönste aber waren die Augen, die so weich blickten. Sie hatten einen Ausdruck, der einem fesselte, aber später hätte ihn Käthe unmöglich beschreiben können.

Als sich Käthe wieder dem Begleiter zuwandte, lag ein entschlossener Ausdruck um ihren Mund. Sie würde versuchen, die Bekanntschaft der unbekannten Dame zu machen, versprach sie, und ihn dann in seinem Hotel anrufen, wenn sie soweit sei.

*

Anderntags war die Fremde im Kursaal nicht zu sehen. Nachdem sie mehrere Tage nacheinander vergebens nach ihr Ausschau gehalten hatte, ward Käthe ungeduldig. Vielleicht war sie längst weitergereist? Aber sie konnte ihre Gedanken einfach nicht von der Unbekannten losbringen. Sie gestand es sich ein, sie war eifersüchtig. Zeitweise erfüllte sie ein blinder Hass. Sie musste sie kennenlernen. Wer weiss, vielleicht war sie nicht mehr frei, oder würde ihn enttäuschen! Auf jeden Fall würde sie um ihn kämpfen. Neue Hoffnung erfüllte sie.

Endlich, nach einer langen Woche sah sie die Unbekannte wieder. Käthe war spät. Sie musste sich mit einem Tischchen am andern Ende des Saales begnügen. Diesmal würde sie sie aber nicht aus den Augen lassen. Während des Konzertes beobachtete sie sie fortwährend. Sie musste es zugeben, der Englischprofessor hatte einen guten Geschmack. So also waren die Frauen, die die Liebe der interessanten Männer eroberten, währenddem man sie selber nur als hilfreiche Freundin begehrte! Ein bitteres Gefühl stieg in ihr auf.

Als das Konzert zu Ende war, blieb sie sitzen. Sie würde hinter den Damen hergehen, sie musste wissen, wo sie abgestiegen war. Sie versteckte sich hinter einer Modezeitung.

Endlich, alle Leute hatten sich bereits entfernt, griff die Schöne nach dem Blaufuchs. Käthes Herz pochte laut. Würde sie sie unbeachtet verfolgen können?

Sie stutzte — der Herzschlag drohte auszusetzen, so sehr war sie erschrocken. Ein Fahrstuhl wurde hereingeschoben und die schöne Unbekannte sorgsam darein gehoben. Käthe musste sich noch einmal hinsetzen, ihre Knie zitterten. Sie griff nach der Zeitung, um ihre Erregung vor dem Personal, das die Teetassen wegräumte, zu verbergen. «So schön, so jung und reich, aber keine Hoffnung auf Genesung.» Der Ober flüsterte es einer Serviertochter zu, indem er bedauernd den Kopf schüttelte. Käthe hörte es. Tränen standen in ihren Augen, als sie schnell aufstand und mit federnden Schritten den Saal fluchtartig verliess.